
Einleitung.

Um meinen geehrten Lesern den Grund, auf welchen ich vorliegendes Harmonie-System baue, ganz begreiflich zu machen, muß ich, bevor ich zu den eigentlichen Lehrsätzen übergehe, die Geschichte der Melodie und Harmonie anführen, die, nach logischen Grundsätzen, die einzig Wahre seyn kann.

Unstreitig war die erste Melodie Gesang. Wahrscheinlich mögen in jenen Epochen der Welt, wo durch verheerende Naturereignisse, die, der allgemeinen Zerstörung entgangenen, vereinzelter Menschen, durch die, sie umgebenden Naturwunder, oder Naturschönheiten, durch die immerwährende, ununterbrochene Stille, welche sie umgab, in eine Gemüthsstimmung versetzt worden seyn, die sie sich nicht erklären konnten, die eine Sehnsucht, eine Art heiligen Schauer, Grauen, kurz, Gefühle in ihrem Innern erzeugte, die ihnen neu waren, und die sie sich nicht zu enträthseln wußten. Unstreitig waren diese unerklärbaren Empfindungen die erste Quelle der Verehrung unsichtbarer Wesen. Denn, noch gegenwärtig, wo man durch alle Arten Genüße verderbt, für Naturschönheiten weit stumpfere

Sinne hat, kann sich doch kein Mensch einer, seiner Individualität entsprechenden, sonderbaren Empfindung erwehren, die ihn immer ergreifen wird, wenn er in Thälern zwischen hohen Bergen, oder in Wäldern, einzeln wandelt.

In den guten Menschen erwecken solche Umgebungen, schöne, erhabene Empfindungen. Die ihn umgebenden Berge erzeugen in ihm einen deutlichen Begriff seiner Kleinlichkeit gegen den großen Baumeister, die Höhen scheinen ihm zuzuwinken, alle Hindernisse, zu ihnen zu gelangen, muthig und unermüdet zu überwinden, wo er erst wieder begreifen wird, daß er sammt denen mühsam erstiegenen Höhen, noch nicht der tausendste Theil eines Punctes dieses unermesslichen Alls sey! — Die ihn umgebenden Bäume scheinen freundliche Gottheiten zu seyn, die ihm durch sanftes Rauschen der Blätter zuzulispeln scheinen: Du bist hier in dem Tempel Gottes! — Nicht Furcht, nicht Angst ist's, was ihn befällt, aber eine Empfindung, die die Brust zu zersprengen droht, und endlich in Anbethung des Unsichtbaren übergeht! —

Den bösen Menschen hingegen befällt in solchen Umgebungen ein Grauen, eine unerträgliche Furcht; jeder Berg scheint sich zu bewegen, und über ihn stürzen zu wollen, jeder Baum ein Räuber, der ihm das ungerechte Gut wieder abnehmen will, welches er sich durch List oder Betrug angeeignet hat! —

Da nun einem so vereinzelterten Menschen jede Mittheilung unmöglich war, so mag er wohl versucht haben, sich die, durch den Andrang so verschiedenartiger Gefühle auf's höchste gepresste Brust, durch ungewöhnlich stärkeres Anstoßen der Luft leichter zu machen, und da bemerkte er, daß

auf diese Art seine Kehle ganz andere Töne erzeugte, die von denjenigen, welche er sonst an sich selbst zu hören gewohnt war, ganz unterschieden, und weit klangvoller als diese waren.

Nun war die Bahn schon gebrochen. Er suchte später bey ruhigem Gemüthe, die von Leidenschaft erzeugten Töne nachzuahmen, und überzeugte sich, daß er durch stärkeres oder geringeres Ausstoßen der Luft, wobey sich die Kehle selbst eine besondere Richtung gab, höhere und tiefere Töne hervorbringen konnte, und nun sang der Mensch, und fühlte sich von diesem Augenblicke an nicht mehr allein, denn ihm antwortete ganz genau so wie er sang, in den Bergen eine unsichtbare Stimme — das Echo! —

Waren seine Töne klagend Sehnsucht athmend, so schien ihm die Stimme eben so zu antworten. War sein Gesang freudig, so war es die Antwort auch *).

Daß der Gesang der ersten Menschen, die zu singen versuchten, nicht unser heutiges geregeltes, genau ausgemessenes Größenverhältniß der Töne hatte, ist begreiflich.

Ihr Gesang mußte natürlich weicher seyn, als unsere heutige weiche Tonart; sie mußten sich nothwendig nach unserer gegenwärtigen Tonberechnung, auf Viertel-Töne und wohl noch kleinere Verhältnisse zurückführen lassen, besonders da es leicht denkbar ist, daß sie den Gesang irgend eines Singvogels **) nachzuahmen sich bemühten.

*) Was ist also der Ausdruck oder eigentliche Character unserer Imitationen als künstliches Echo?

**) Sollte der Gesang der Nachtigall nicht zur Nachahmung aneifern? —

Dieß ist die Ursache, warum ich meinem Harmonie-System die chromatische Leiter als Ur-Tonleiter zum Grunde lege.

Die Griechen legten, als sie die Musik zu cultiviren anfangen, das sogenannte enharmonische Klanggeschlecht sogar in ihre Instrumente, um so den Gesang der Urväter nicht aussterben zu lassen.

Als sich später die Menschen vermehrten, und dadurch gezwungen wurden, sich zu trennen, und in einzelne Stämme, deren jeder eine besondere Familie ausmachte, abzusondern, und in andere Gegenden zu ziehen, wo sie sich niederließen, und weil sie sich meistens von der Milch und dem Fleische der Thiere nährten, und von den Fellen derselben kleideten, solche Gegenden suchten, wo sich reichlich Nahrung für die Heerden fand, so hatten sie auch eigentlich außer der Huth und Beschüzung derselben vor reißenden Thieren, keine weitere Beschäftigung.

Sie hielten sich natürlich in solchen Gegenden auf, wo Flüsse, Bäche u. dgl. waren. An den Ufern fand sich mehrentheils Schilf. Nun mag wohl einer der Nomaden, in später Herbstzeit, oder im Frühlinge, wo dieses Rohr dürre und blätterlos ist, die Bemerkung gemacht haben, daß ein etwas heftiger Wind aus solch einer hohlen Röhre Töne hervor brachte; er mag versucht haben, ob solch ein Rohr auch einen Ton gibt, wenn er hineinbläst.

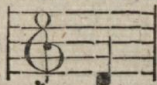
Nach mehreren Versuchen machte er ferner die Bemerkung, daß eine etwas weite Röhre nur dann einen Ton gab, wenn die Luft an dem einen Ende keinen Ausgang fand, sondern an einen Körper (vielleicht Mark oder Kork) fließ,

von welchen sie zurückprallend sich einen andern Ausgang suchen mußte, nachdem sie aber in dem Augenblicke des Anprellens einen Ton erzeugt hatte.

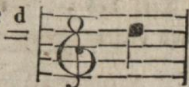
Endlich machte er die letzte und wichtigste Entdeckung, auf welcher dieß Harmonie-System beruht; er bemerkte nämlich, daß bey einer verhältnißmäßigen Verstärkung der Luft ein höherer Ton, bey noch größerer ein noch höherer u. s. f. immer einer höher als der vorhergehende, aber in immer kleineren Entfernungen, des zunächst höheren zum vorhergegangenen tieferen, zum Vorschein komme *).

- *) Dieß sind die sogenannten Naturtöne, weil selbe aus jedem Horn, jeder Trompete, überhaupt aus jedem Rohr-Instrumente, in welchem durch Hineinblasen der Luft Töne erzeugt werden können, hervorgehen.

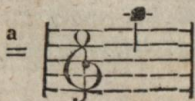
Auf einer Flöte kann man sich auf folgende Art überzeugen. Man schließt alle Löcher des Instrumentes, so erscheint, wenn man hinein bläst, der tiefste Ton z. B. auf der D. Flöte erscheint das einmahl gestrichene d



Bläst man nun stärker (ohne jedoch ein Loch zu öffnen), erscheint die obere Octav des ersten Tones, also das zweymahl gestrichene d



Bläst man noch stärker (alles ohne ein Loch zu öffnen), so erscheint die Duodecime (welches eigentlich nur eine um eine Octav höher stehende Quint ist), also das zweymahl gestrichene



Dieses Tonverhältniß zeigt folgende Figura :

d	8		r.	8
c	7		fl.	7
a	5		Nach unserer	gr. 5
fis	3		gegenwärtigen	gr. 3
d	8		intervallen	r. 8
a	5		Berechnung.	gr. 5
d	8			r. 8
D	1			1

Man sieht, daß dieß eigentlich nur 4 wesentlich verschiedene Töne sind.

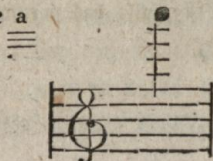
Bläst man noch stärker, so erscheint abermahls der Grundton, in einer höheren Octav, also das dreymahl gestrichene



Durch abermahliges Verstärken der hineinströmenden Luft erscheint das dreymahl gestrichene Fis, welches eigentlich die große Terz des Grundtones ist, die jedoch von diesem um zwey Octaven entfernt ist.



Nach abermahligem verstärkten Blasen erscheint über den vorigen Ton noch eine kleine Terz, nämlich das dreymahl gestrichene a



Nachdem sich der Spieler überzeugt hatte, daß er nur diese Töne aus einer einzelnen Röhre herausbringen konnte, so theilte er diese Entdeckung seinen Gefährten mit, und es machten sich mehrere derselben ganz gleich große Pfeifen der Art, und bliesen zu gleicher Zeit, und das war die erste Harmonie, die der Mensch erfand, welche auch der geringen Cultur der damaligen Menschen ganz entsprechend, und ihrem natürlichen Zustande angemessen war. Ueberdies war diese Harmonie auch immer gut, angenehm und harmonisch, denn es mochte jeder von ihnen einen Ton herausbringen, welchen er wollte, so stimmte sein Ton mit denen

Sie hat zum Grundton das Verhältniß einer großen Quint, die um zwey Octaven absteht.

Bläst man nun noch stärker, so erscheint ein Ton, der abermahlß um eine kleine Terz höher ist, als der vorhergehende, nämlich das viermahl gestrichene c. Dieser Ton hat zum Grundton das Verhältniß einer kleinen Sept, die von selbst um zwey Octaven absteht.



Und leztlich erscheint bey abermahliger Verstärkung noch einmahl der Grundton in der dritten, also viermahl gestrichenen Octav, z. B. d



Dieser lehtere Ton ist jedoch aus Blasinstrumenten von Holz, sehr selten, aus denen von Messing oder andern Metall aber, leicht herauszubringen.

der andern überein, wenn auch jeder der Spieler einen andern Ton hervor brachte *).

Weiters machten sie die Bemerkung, daß die Töne einer langen oder weiten Röhre tief, und die einer kurzen oder engen hoch waren.

Aber ihr natürlich gutes, und durch obige früher erfundene Harmonie schon für Wohlklang gebildetes Ohr belehrte sie, daß, wenn ihrer mehrere zusammen spielten, nicht alle zugleich auf Röhren von verschiedenen Größen spielen konnten, und so führte ihr Gehör die Pausen ein, indem einer so lange schwieg, bis er merkte, daß nun einer der Töne seines Rohres zur Harmonie der übrigen paßte.

Da sie weiter die Bemerkung machten, daß manches Rohr gar keinen Ton enthielt, der zu den der andern paßte, so spielten sie wechselweise, so zwar, daß die einen schwiegen, während die andern das nämliche (nach Verhältniß ihres Rohres höher oder tiefer) spielten, was die erstern gespielt hatten **).

Daß die Folgenden immer das selbe nachspielten, was die Ersteren vorgespielt hatten, rührte daher, weil immer einer der Lehrer aller übrigen war.

*) Wer auf mehreren gleich großen Trompeten eine sogenannte Intrade spielen hörte, kann sich von der oben erklärten Harmonie einen Begriff machen.

**) Ist unsere Fuge wohl was anders als eine Nachbethung der Naturmusik jener längstverklärten Nomaden? —

Nun hatte der Mensch zwar Melodie, und Harmonie, aber sein unstäter, nie ruhender, nach immer größerer Vervollkommenung strebender Geist *) ließ ihn die Beobachtung machen, daß er auf seinem, auf so wenig Töne beschränkten Instrumente, bei Weiten nicht alle jene Töne hervorbringen konnte, welche, wenn er sang, seiner Kehle entstiegen; dieß mag ihn auf die Idee gebracht haben, an den Seiten des Rohres Löcher anzubringen, die er leicht mit den Fingerspitzen decken, und nach Willkühr wieder öffnen konnte, wodurch er außer denen, der Natur des Instrumentes eigenthümlichen Tönen, noch andere künstliche Zwischentöne herausbringen, und auf diese Art die natürlichen, mehr mit einander verbinden, und folglich auch andere ganz neue Tonfolgen (d. i. Melodien) bilden konnte.

In späteren Zeiten, als sich die verschiedenen Stämme durch Vermehrung mehr ausbreiteten, und auf diese Art mit andern Stämmen, die sich ebenfalls vermehrt und ausgebreitet hatten, in Berührung kamen, war es natürlich, daß keiner dem andern weichen, und seinen Aufenthaltsort, in welchen er geboren ward, und welcher seit Jahrhunderten der Wohnsitz seiner Ur-Vorältern war, verlassen wollte.

Die Folge war, daß sie sich wechselweise feindlich anfielen, und die überlegenere Anzahl den schwächern Stamm zwang, einen andern Aufenthaltsort zu suchen, und dieß war wahrscheinlich der erste Krieg der Menschen! —

Diese nothwendig gewordenen Feindseligkeiten zwangen

*) Der Mensch, dessen Geist die obige Eigenschaft mangelt, ist nun ein Ebenbild eines wirklichen Menschen, der aber von diesem so weit absteht, als jener von der Erschaffenden Macht!

die Menschen, nun auf Mittel zur Vertheidigung seiner Habe und seines Wohnsitzes zu denken.

Da mancher dieser Stämme größtentheils aus Jünglingen und Knaben bestand, während jener, von welchen dieser angefallen und verdrängt worden war, nicht nur an Anzahl, sondern auch an Männern überlegen, und dadurch offenbar die Stärkeren waren, so keimte in dem Menschen der erste u n m e n s c h l i c h e Gedanke, wie zwischen den verschiedenen Streitkräften ein gewisses Gleichgewicht hergestellt werden könnte, und dieß war kein anderer als Waffen zu erfinden, die der Jüngling eben so leicht gebrauchen konnte als der Mann, welche keiner körperlichen Stärke bedurften, da die Kraft der Waffe in der Waffe selbst lag, und wodurch man den, erst in der Ferne sichtbaren Feind schon erreichen konnte, und dieß waren B o g e n und P f e i l e. *)

Und wer dächte nun wohl, daß selbst dieses, zum Morden bestimmte Werkzeug, ungemein viel zur Cultur der Musik beytrug, und vielleicht die erste Quelle der Harmonie war, da es höchst wahrscheinlich den Menschen auf die Idee brachte, ein anderes, an Form und Gebrauch von der bis dahin einzig bekannt gewesenen Rohrpfeife ganz verschiedenes Instrument zu erfinden.

Man spannte diese, ursprünglich aus starken Baumzweigen bestandenen Bogen, auf die Art, daß man das eine Ende des Zweiges gegen das andere mittelst einer Sehne, irgend eines erlegten starken Thieres spannte.

*) Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Waffe schon früher erfunden, und zur Ausrottung der zu zahlreichen reißenden Thiere, als den Leben der Herde, so wie dem nomadischen Völkerstamm selbst gefährlich, und erst später als Nothwehr gegen das eigene Geschlecht gebraucht wurde.

Nun mochte irgend einer der Nomaden, in Zeiten, wo wieder Ruhe herrschte, die Bemerkung gemacht haben, daß diese gespannte Sehne, wenn man ihre Spannkraft durch Abschneiden mit der Hand, oder einen Finger prüfen wollte, einen Klang von sich gab, und besonders, wenn der Bogen anstatt mit einer Sehne, mit zusammen gewundenen Thiergedärmen gespannt war.

Weiter machte man die Bemerkung, daß, da man Bögen von verschiedener Größe hatte, die kleineren einen helleren (d. i. höhern) Klang als die größern von sich gaben.

Dies brachte wahrscheinlich auf die Idee, mehrere Saiten auf Einen Bogen zu spannen, wodurch natürlich höhere und tiefere Töne vereint waren, weil der Form des Bogens nach, eine Sehne kürzer als die andere war.

Nun richtete man sich, hinsichtlich der Stimmung ihrer Töne, nach den Tönen der Rohrpfife, und da man ein und dasselbe Instrument verschieden, nämlich hoch oder tief stimmen konnte, so war diese Erfindung um so gemeinnütziger, da sie nicht nur zur Begleitung der Melodie einer Pfeife, durch gleichzeitiges Anschlagen mehrerer, an Klang von diesen ganz verschiedener Töne, eine reiche Harmonie lieferte, die wieder dadurch einen eigenen Vorzug hatte, daß selbe von einem einzigen Menschen herausgebracht werden konnte, welches bisher auf der Pfeife nur durch gleichzeitiges Blasen mehrerer Menschen möglich war, sondern auch durch Umstimmen sogleich zu einer Pfeife, die eine andere Stimmung hatte, gerichtet werden konnte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Saiten dieses ersten Instrumentes der Art über quer aufgespannt waren.

Figura



Da jedoch der Bogen an sich, seiner Elasticität wegen, zu viel Beweglichkeit hatte, welche verursachte, daß, wenn man eine Sehne (Saite) anzog, die übrigen durch das Nachgeben des Bogens, an ihrer Spannung verlieren mußten, und folglich verstimmt wurden, so machte man verschiedene Versuche, die Beweglichkeit desselben zu hemmen.

Einer dieser Versuche bestand darin, daß man die beiden Ende des Bogens durch ein Querholz verband, und ihm dadurch einen großen Theil seiner Nachgiebigkeit benahm. *)

Figura



Endlich machten sie, weil der Bogen noch nicht ganz alle Beweglichkeit verloren hatte, einen weiteren Versuch.

Sie spannten nämlich die Gedärme nicht mehr nach der Quer, sondern sie befestigten selbe in der Mitte des Bogens nahe nebeneinander, (drey, vier und mehr) und befestigten das andere Ende der Saite an dem schon früher angebrachten Querholze durch Umwinden, und später durch angebrachte Wirbel, welche das Umstimmen beförderten, und erleichterten, und dieses Instrument erhielt den Namen Lyra.

Figura



Bis zu dieser Zeit hatte man nur immer jene Harmonie gespielt, in welcher die Saiten gestimmt wurden, und die wieder jene der Pflife war.

*) Ich möchte fast behaupten, daß das erste Instrument, welches man eine Harfe nannte, wohl mit obiger Figur viel Aehnlichkeit und hinsichtlich der Entstehung und Bestandtheile, viel analoges hatte.

Nun mochte einmahl einer der Nomaden seine so gefertigte Lyra irgendwo hingehangen haben, wo sie einem Luftzug ausgesetzt war, und nun denke man sich sein Erstaunen, als die, durch die Luft in Schwingung gesetzten Saiten, eine ganz andere, viel reichere und volltönigere Harmonie hervorbrachten, eine Harmonie, die ihm vom Himmel zu kommen schien, eine wahre Sphären-Musik!

Zurückgekommen von seinem Erstaunen, ward es ihm nun deutlich, daß jede Saite noch andere Töne enthalte, als die waren, die durch das Schnellen der Saite mit den Fingern erschienen.

Er mag wohl unzählige, und meist mißlungene Versuche gemacht haben, bis er endlich auch versuchte, durch sehr leichtes Auflegen der Finger auf die Saite, jene Töne zu finden, die der Wind erzeugt hatte, und siehe: — er fand sie! —

Bey diesen Versuchen nun machte er die Bemerkung, daß eine Saite nur auf gewissen Punkten Töne habe, und daß die Töne, die er fand, verschieden waren; wie groß mag aber sein Erstaunen gewesen sein, als er bemerkte, daß auch auf jeder einzelnen Saite gerade alle die Töne erschienen, die er aus seiner Rohrpfife brachte.

Die Töne, welche er auf einer Saite fand, und das Verhältniß derselben, war folgendes:

auf der Achtl	8	d		VIII		V
— Siebentl	7	o		VII ^b		IV
— Sechstel	5	a		V		II
— Fünftel	3	fis		III		VIII
— Viertel	8	d		VIII		V
— Drittel	5	a		V		II
— Mittel	8	d		VIII		V
die leere Saite	1	d		I		V
				in d		in g

Dies waren die durch den Luftzug zum Vorschein gekommenen (gegenwärtig sogenannten Flageolett = *) Töne.

Da er aber bei dieser Untersuchung beobachtet hatte, daß, wenn er mit dem Finger stärker auf die Saite drückte, diese abermals einen Ton gab, der aber ganz anders als jener war, welcher durch sehr sanftes Berühren erschien, und daß sie dann, wenn man sie stark niederdrückte, auf allen Punkten andere Töne angab, so versuchte er nun, ob es nicht möglich wäre, alle jene Töne, die er auf der Rohr- pfeife mittelst der angebrachten Seitenlöcher erhielt, durch Verkürzung der Saite, welches durch starkes Aufdrücken der Finger leicht, augenblicklich, und hinsichtlich des Punktes ganz willkürlich erzwengt werden konnte, herauszubringen. —

Die Beobachtungen und Versuche des Nomaden kann jedermann auf jedem Saiten- und Blasinstrumente machen, man wird alles Gesagte bestätigt finden.

Wir haben nur zwey Gattungen von Klang. In Blasinstrumenten wird der Ton durch die sich drängende und daher reibende Luft erzeugt.

Bey Saiteninstrumenten reibt sich der Körper (d. i. die Saite) an der Luft, folglich sind beide Klänge ganz verschiedener Natur und Wirkung (Eindruck).

Und dennoch haben sie trotz der Verschiedenheit ihrer Erzeugung, und daraus folgenden unterschiedenen Wirkungen, hinsichtlich ihrer natürlichen Beytöne, die genaueste ewig unveränderliche Gemeinschaft.

Die natürlichen Beytöne sowohl der Saiten, als der Blasinstrumente, letztere seyen nun von Holz oder Metall,

*) Diese befinden sich auf die sogenannten Knoten.

bleiben immer dieselben Intervalle in demselben Größenverhältniß. *)

Jeder einzelne Ton hat 6 bis 7 Beytöne. **) Die Intervallen und das Größenverhältniß der natürlichen Beytöne jedes Tones sind zwar schon früher angezeigt worden, folgt hier aber noch einmahl, wo die Beytöne eines Tones einer Flöte mit den Flageolett-Tönen einer Violine verglichen werden, zum Beweise, daß die natürlichen Beytöne beyder ganz gleich sind:



Die natürlichen Beytöne eines Tones sind: 1tens die Octav, 2tens die Duodecime, eigentlich Quint, 3tens die Octav, 4tens die Terz in der dritten Octav, 5tens die Quint in der dritten Octav, 6tens die Sept in der dritten Octav, und 7tens die Octav in der vierten Octav.

*) Den siebenten und achten Ton bringt man nicht auf jeder Flöte heraus, allein das liegt am Bau des Instrumentes. Nimmt man aber einen noch tieferen Ton im Anfange, z. B. h, so werden leicht 6 Töne, wohl auch 7 herausgehen.

**) Bei manchen Tönen, die ohnehin schon hoch sind, ist es unmöglich so viele Töne herauszubringen, weil das Instrument die zur Hervorbringung der höchsten Töne unerläßliche Quantität Luft wegen Mangel an Raum nicht fassen kann, oder umgekehrt, wegen zu großen Raum, die erforderliche Quantität gar nicht zugleich hinein gebracht werden kann.

Ich habe nun bewiesen, daß es wirklich eine natürliche Harmonie gibt, ich habe das Verfahren angeführt, wie man sich von ihrem Daseyn überzeugen kann, und führe nun nur noch an, daß ich diese Natur-Harmonie meinem Harmonie-System zum Grunde gelegt habe.

Ich hätte von den meisten dieser Entdeckungen sowohl die Nahmen der Erfinder, (eigentlich Auffinder) als auch ihr Vaterland, nebst der Zeit der Erfindung, anführen können; allein, ich unterließ dieß, um diese Einleitung nicht weiter auszudehnen, als es die Entwicklung meines Systems erforderte, da ich ohnehin in einem meiner künftigen Werke alle die ältesten Autoren, (welches vorzüglich Griechen waren) anführen, und dabey auf diese Einleitung zurück deuten werde.

Wien den 28. Sept. 1826.
